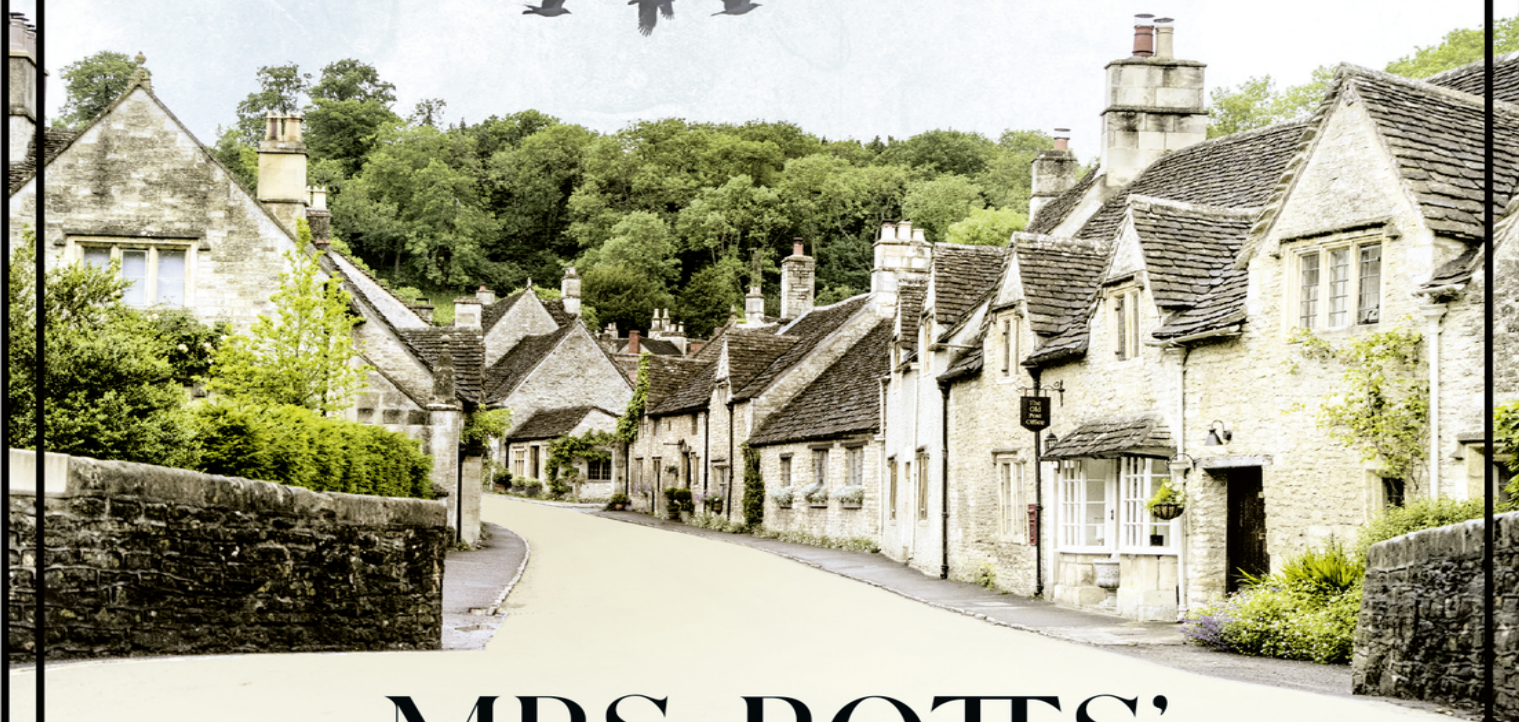


ROBERT THOROGOOD



MRS POTTS' MORDCLUB

UND DER TOTE NACHBAR

KRIMINALROMAN

KiWi

Robert Thorogood

Mrs Potts' Mordclub und der tote Nachbar

Kriminalroman

Aus dem Englischen von Ingo Herzke

 **eBook**
Kiepenheuer & Witsch

Kurzübersicht

[Buch lesen](#)

[Titelseite](#)

[Über Robert Thorogood](#)

[Über dieses Buch](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Impressum](#)

[Hinweise zur Darstellung dieses E-Books](#)

Über Robert Thorogood

Robert Thorogood ist ein englischer Drehbuchautor und Romancier. Er ist vor allem als Schöpfer der international gefeierten BBC-Krimiserie »Death in Paradise« bekannt und hat eine Reihe von Spin-Off-Romanen mit dem Detektiv DI Richard Poole geschrieben.

Der Übersetzer

Ingo Herzke, geboren 1966, lebt in Hamburg und übersetzt aus dem Englischen, u.a. Alan Bennett, A.M. Homes, Bret Easton Ellis, A.L. Kennedy und Gary Shteyngart.

Über dieses Buch

Die siebenundsiebzigjährige Judith Potts lebt allein in einem verfallenen Herrenhaus im idyllischen Marlow und arbeitet als Kreuzworträtsel-Autorin. Sie genießt ihren beschaulichen, selbstbestimmten Alltag mit gelegentlichem Nacktschwimmen in der Themse und dem ein oder anderen Whisky. Ihr Leben wird auf den Kopf gestellt, als sie Zeugin eines Mordes auf dem Nachbargrundstück wird. Weil es aber zunächst weit und breit von der Leiche keine Spur gibt und die ansässige Polizei den Fall nicht ernst nimmt, beginnt Judith, auf eigene Faust zu ermitteln. Dabei lernt sie die Hundesitterin Suzie und die neurotische Pfarrersfrau Becks kennen, die ihr fortan als »Marlow Murder Club« bei den Ermittlungen helfen. Als es zu einem weiteren Mord kommt, erscheint der Fall immer rätselhafter.



KiWi-NEWSLETTER

jetzt abonnieren

Impressum

Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG
Bahnhofsvorplatz 1
50667 Köln

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *The Marlow Murder Club* bei
HQ, HarperCollins Publishers Ltd, London

© Robert Thorogood 2021

All rights reserved

Aus dem Englischen von Ingo Herzke

© 2022, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Covergestaltung: Sabine Kwauka

Covermotiv: © Stephen Mulcahey / Trevillion Images; © shutterstock

ISBN 978-3-462-30367-4

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt. Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen der Inhalte kommen. Jede unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Inhaltsverzeichnis

Widmung

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

Kapitel 27

Kapitel 28

Kapitel 29

Kapitel 30

Kapitel 31

Kapitel 32

Kapitel 33

Kapitel 34

Kapitel 35

Kapitel 36

Kapitel 37

Kapitel 38

Kapitel 39

Danksagungen

Leseprobe »Mrs Potts' Mordclub und der tote Bräutigam«

Für Katie B

Kapitel 1

Mrs Judith Potts war 77 Jahre alt und mit ihrem Leben überaus zufrieden. Sie lebte in einem alten Herrenhaus an der Themse, sie hatte einen Beruf, der sie erfüllte und der gerade genug von ihrer Zeit in Anspruch nahm, nicht zu viel und nicht zu wenig. Und das Beste war, dass sie ihr Leben nicht mit einem Mann teilen musste: Niemand fragte sie, was es heute zum Abendessen gab, niemand wollte wissen, wohin sie ging, wenn sie das Haus verließ, niemand stöhnte, dass sie zu viel Geld für den Whisky ausgab, von dem sie sich jeden Abend gegen 18 Uhr ein kleines Glas genehmigte.

An dem Tag, als Judiths Leben eine Wendung nahm, herrschte Hochsommer, und England litt seit Wochen unter einer Hitzewelle. Sie hatte alle Fenster geöffnet, um ein wenig von dem Lüftchen einzufangen, das durchs Tal wehte, aber der Unterschied war kaum zu spüren. Die Sonnenglut war längst in die Ziegel und Balken ihres Hauses eingedrungen, in die Treppe aus Eichenholz und die Brüstung im Obergeschoss.

Nachdem sie vor den Fernsehnachrichten ihr Abendessen eingenommen hatte, stellte sie den leeren Teller beiseite und nahm sich die neueste Ausgabe des Magazins *Der Rätselfreund* vor. Sie entschied sich für ein Logikrätsel und machte sich an die Lösung. Normalerweise bereitete es ihr große Freude, den Text der Hinweise auf mathematische Einsen und Nullen zu reduzieren, aber an diesem Abend war sie einfach nicht bei der Sache. Es war zu warm, um sich zu konzentrieren.

Judith griff gedankenverloren nach dem Schlüssel, den sie an einer Kette um den Hals trug, und ihr Geist schweifte in die Vergangenheit ab, in eine sehr düstere Zeit. Sie sprang auf. So nicht, sagte sie sich. Das geht ganz und gar nicht. Es gab genug andere Dinge, mit denen sie sich beschäftigen konnte. Sie brauchte bloß einen Tapetenwechsel, und sie hatte die perfekte Lösung.

Judith fing an, sich auszuziehen. Mit jedem Kleidungsstück, dessen sie sich entledigte, befreite sie sich ein bisschen mehr von den erstickenden Zwängen des Tages. Als sie nackt war, summt sie vor schelmischer Freude. Sie durchquerte die Eingangshalle, vorbei am Blüthner-Flügel, auf dem sie immer nur spielte, wenn sie sehr betrunken war, und griff nach dem dunkelgrauen wollenen Umhang, den sie stets neben der Haustür hängen hatte. Dieser Umhang war Judiths wertvollster Besitz. Sie erzählte jedem, der sie danach fragte – und das taten viele –, dass er sie im Winter warm halte, ihr im Sommer als Picknickdecke diene und sie ihn sich über den Kopf ziehen könne, falls sie im Frühling ein Regenguss überraschte.

Vor allem aber war Judith überzeugt, dass es sich um einen Tarnumhang handelte. Jeden Abend, bei Regen wie bei Sonnenschein, zog sie sich nackt aus, wickelte sich in den Umhang und verließ ihr Haus, wobei ihr ein herrlicher Schauer über den Rücken lief, weil sie etwas so Ungezogenes tat. Sie stieg in ein Paar uralte Gummistiefel und schritt durch das kniehohe Gras – wusch, wusch, wusch – zu ihrem Bootshaus. Wie der Rest von Judiths Haus war es aus Fachwerk mit rötlichen Ziegeln, an denen schon der Zahn der Zeit nagte. Judith betrat den dunklen Raum mit den vielen Spinnweben und streifte die Gummistiefel ab. Sie hängte ihren Umhang an einen alten Haken und stieg, vor der Außenwelt immer noch durch zwei alte Bootshaustüren verborgen, die steinerne Bootsrampe hinab und in die Themse hinein.

Das kalte Wasser auf ihrer Haut zu spüren war beinahe eine religiöse Erfahrung für sie, und sie atmete zischend aus, während sie sich

vorbeugte und sich in die Umarmung des Flusses begab. Plötzlich war sie schwerelos, ließ sich tragen vom Wasser, das sich weich anfühlte wie feine Seide.

Sie schwamm stromaufwärts. Die Abendsonne glitzerte auf dem Wasser wie Diamanten. Judith lächelte in sich hinein. Sie lächelte immer in sich hinein, wenn sie schwamm. Sie konnte nicht anders. Schließlich konnte es gut sein, dass auf dem Thames Path gerade jemand mit seinem Hund Gassi ging, und als sie den Turm der Kirche von Marlow betrachtete und die viktorianische Hängebrücke, die die Stadt mit dem Nachbardorf Bisham verband, waren definitiv eine Menge Leute in der Nähe. Keiner von ihnen wusste, dass ganz in der Nähe eine 77-jährige Frau völlig nackt im Fluss schwamm.

Gerade als Judith dachte: Ist das ein herrliches Leben!, hörte sie einen Schrei.

Er kam vom gegenüberliegenden Flussufer, irgendwo in der Nähe des Hauses ihres Nachbarn Stefan Dunwoody. Aber hier unten vom Wasser aus konnte Judith nicht genau sehen, was vor sich ging. Von Stefans Haus war oberhalb des dichten Schilfs am Flussufer nur das Dach zu sehen.

Judith lauschte angestrengt, aber jetzt war wieder alles still. Sie beschloss, dass es ein Tier gewesen sein musste. Ein Hund oder ein Fuchs vielleicht.

Und dann hörte sie eine Männerstimme rufen: »Hey, nein!«

Was in aller Welt war da los?

»Stefan, sind Sie das?«, rief Judith vom Fluss aus, doch in ihre Worte hinein fiel ein Schuss.

»Stefan?«, rief sie noch einmal. Panik stieg in ihr auf. »Alles in Ordnung mit Ihnen?« Jetzt war es still. Aber Judith wusste, was sie gehört hatte. Jemand hatte eine Waffe abgefeuert, oder etwa nicht? Und direkt zuvor hatte Stefan etwas gerufen. Was, wenn der Schuss ihn getroffen hatte und er blutete und Hilfe benötigte?

Judith schwamm, so schnell sie konnte, in Richtung von Stefans Haus, doch als sie sich dem Flussufer näherte, wurde ihr klar, dass sie ein Problem hatte. Hinter dem Schilf hatte Stefan die Rasenkante mit Wellblech abgedeckt, um sie vor der Erosion durch den Fluss zu schützen. Judith wusste, wenn sie durch das Schilfrohr schwamm, würden die scharfen Kanten sie zerfleischen, und selbst wenn sie es bis ans Ufer schaffte, würde es ihr nicht gelingen, sich an Land zu ziehen. Sie hätte nicht die Kraft dazu.

Vor sich sah sie ein blaues Kanu, das sich im Schilf verkeilt hatte. Konnte sie das irgendwie benutzen, um ihren Körper aus dem Wasser zu hieven? Sie versuchte, ein Ende zu ergreifen, aber sie konnte es nicht richtig packen, das Kanu wippte wie ein Korken im Wasser auf und ab, und ihr wurde klar, dass sie sowieso nicht über die nötige Balance verfügte, um hineinzuklettern. Dennoch versuchte sie es ein letztes Mal, und diesmal gelang es ihr tatsächlich, sich am hinteren Ende emporzuziehen. Und dann, ganz langsam, drehte sich das Kanu um die eigene Achse, und sie verlor den Halt und plumpste mit einem unbeholfenen Platscher zurück ins Wasser.

Sie holte Luft und schüttelte sich das Wasser aus den Haaren. Das Kanu kam nicht infrage. Was konnte sie sonst tun?

Judith schwamm zurück in die Mitte des Flusses und hielt verzweifelt nach jemandem Ausschau, der helfen konnte. Wo waren die Hundebesitzer und die Liebespärchen, wenn man sie brauchte? Niemand war zu sehen. Dann gab es nur eins. Sie machte kehrt und schwamm, so schnell sie konnte, heim.

Als sie ihr Bootshaus erreichte, kletterte Judith keuchend aus dem Wasser. Nun galt es, keine Zeit zu verlieren. Sie warf ihren Umhang über, trat auf den Rasen hinaus und drehte sich um, um zu sehen, wie viel von Stefans Haus sie von hier aus überblicken konnte. Hinter der Trauerweide,

die auf ihrer Seite des Flussufers unkontrolliert vor sich hin wuchs, sah man lediglich die Hälfte seines Gartens.

Sie rannte ins Haus, schnappte sich ihr Telefon und wählte 999. Während sie darauf wartete, dass die Verbindung aufgebaut wurde, ging sie zum Erkerfenster, um Stefans Grundstück im Auge zu behalten.

»Ich brauche die Polizei!«, sagte Judith, als jemand den Anruf entgegennahm. »Im Haus meines Nachbarn wurde geschossen! Schnell! Man hat auf jemanden geschossen!«

Die Telefonistin notierte Stefans Adresse und schrieb auf, was Judith gesehen hatte, teilte ihr mit, der Rettungsdienst sei unterwegs, und beendete dann das Gespräch. Judith war zutiefst frustriert. Es musste doch noch irgendetwas anderes geben, das sie tun konnte, oder jemanden, den sie anrufen konnte. Vielleicht die Küstenwache? Schließlich hatte sich der Vorfall quasi am Wasser ereignet. Oder die Seenotrettungsorganisation?

Judith spähte aus ihrem Fenster zu Stefans Grundstück hin. Es lag da wie immer, scheinbar unschuldig, in der Abendsonne.

Hätte sich in diesem Moment jemand draußen auf dem Fluss befunden und Gelegenheit gehabt, zu Judiths Villa hinaufzublicken, dann hätte er eine ziemlich kleine und dickliche Frau Ende siebzig mit zerzaustem grauem Haar gesehen, die völlig nackt an ihrem Erkerfenster stand, nur bekleidet mit einem Umhang, den sie um die Schultern trug, als wäre sie so etwas wie eine Superheldin. Was sie in vielerlei Hinsicht auch war.

Sie wusste es nur noch nicht.

Kapitel 2

Eine halbe Stunde später sah Judith, wie ein Streifenwagen auf Stefans Grundstück fuhr und ein uniformierter Polizist ausstieg. So gut es ging, hielt Judith ihr Fernglas auf ihn gerichtet, während er durch die Fenster in Stefans Haus schaute und durch den Garten schlenderte. Sie hätte den Mann am liebsten über den Fluss hinweg angebrüllt, er solle sich gefälligst etwas mehr Mühe geben, aber sie hielt sich im Zaum. Sie musste annehmen, dass er wusste, was er tat. Was auch immer dort drüben vorgefallen war, er würde Spuren davon finden.

Doch nach nur zwanzig Minuten einer Suche, die Judith bestenfalls als flüchtig bezeichnen konnte, kehrte der Polizist zu seinem Wagen zurück, stieg ein und fuhr davon.

Das war alles? Der Mann hatte kaum den Garten erkundet, ja er hatte nicht einmal Stefans Haus betreten. Vielleicht war er wieder gefahren, um Verstärkung zu holen? Also spähte sie weiterhin hinüber. Sie spähte und spähte.

Um Mitternacht fiel Judith auf, dass in der Karaffe auf dem kleinen Tisch neben ihr kein Whisky mehr war. Das war stets das Signal, ins Bett zu gehen. Während sie benommen die schwere Eichentreppe hinaufstieg, stellte sie fest, dass sie sich etwas fester als sonst an das Geländer klammern musste. Als sie oben war, bog sie nach links zu ihrem Schlafzimmer ab, obwohl es zu ihrer Rechten lag, doch sobald sie nach einer kurzen Auseinandersetzung mit einer widerspenstigen Schusterpalme ihren Kurs korrigierte, kam sie sicher ans Ziel.

Judith liebte ihr Schlafzimmer. Die Holzpaneele waren hellgrün gestrichen, davor stand ein majestätisches Himmelbett mit einem Gobelin als Baldachin, in den eine mittelalterliche Jagdszene gewebt war. Dass der Raum von getragener Kleidung, halb gegessenen Mahlzeiten und Stapeln alter Zeitungen und Zeitschriften übersät war, störte sie nicht im Geringsten. Judith fiel das Durcheinander gar nicht auf. Sie ließ sich davon auf die gleiche Weise umarmen, wie sie sich beim Schwimmen immer in die Umarmung des Flusses begab. Je unordentlicher ihr Schlafzimmer war, desto geborgener und sicherer fühlte sie sich.

Am folgenden Morgen erwachte Judith vom Klingeln des Telefons. Sie ergriff den Hörer und sah benommen, dass es gerade zehn Uhr geworden war.

»Hallo«, krächzte sie.

»Guten Morgen«, sagte eine effizient klingende Frauenstimme. »Ich bin Detective Sergeant Tanika Malik vom Polizeirevier Maidenhead. Es geht um den Vorfall auf Mr Dunwoodys Anwesen, den Sie gestern Abend gemeldet haben.«

»Ah, danke für Ihren Anruf«, sagte Judith, noch immer etwas benommen.

DS Malik erklärte, sie habe einen Constable zu Mr Dunwoody geschickt, um dessen Haus und Garten zu inspizieren. Er habe nichts Bemerkenswertes entdeckt, daher rufe sie jetzt an, um Judith mitzuteilen, dass sie sich keine Sorgen machen müsse.

»Aber ich weiß, was ich gehört habe!«, sagte Judith.

»Ja, im Bericht heißt es, Sie hätten einen Schuss gehört.«

»Nicht nur einen Schuss. Ich habe gehört, wie jemand so etwas wie ›Hey, nein!‹ rief, und dann kam der Schuss.«

»Aber wenn ich das richtig sehe, schwammen Sie in dem Moment gerade im Fluss. Sind Sie sicher, dass es tatsächlich ein Schuss war?«

Judith war jetzt hellwach und hellauf entgeistert. »Ich bin auf einer Farm aufgewachsen. Ich weiß, wie sich eine Waffe anhört.«

»Aber was, wenn es doch etwas anderes war?«

»Was denn?«

»Nun zum Beispiel die Fehlzündung eines Autos?«

Das war Judith noch gar nicht in den Sinn gekommen. Sie dachte einen Moment nach, bevor sie antwortete. »Nein. Ich bin mir sicher, ich hätte es gemerkt, wenn es ein Auto gewesen wäre. Es war ein Schuss. Ich nehme an, Ihr Constable hat berichtet, dass Stefans Auto immer noch vor seinem Haus parkt?«

»Warum erwähnen Sie das?«

»Weil ich vermute, dass Stefan nicht ans Telefon gegangen ist, als Sie ihn angerufen haben, oder etwa doch?«

»Tut mir leid, ich kann Ihrem Gedankengang nicht ganz folgen. Was für ein Anruf?«

»Sie müssen doch gestern Abend bei ihm angerufen haben.«

»Ich fürchte, solche konkreten Einzelheiten darf ich Ihnen nicht mitteilen.«

»Eine Nachbarin meldet eine Schießerei in einem Haus, da haben Sie natürlich angerufen, um nachzuforschen, was mit ihm ist. Und die Tatsache, dass Sie mir nicht erzählt haben, dass er ans Telefon gegangen ist, deutet für mich darauf hin, dass er das nicht getan hat. Da sein Auto aber immer noch in seiner Einfahrt steht, kann das für mich nur bedeuten, dass etwas mit ihm nicht stimmt. Wenn man zu Hause ist, geht man schließlich ans Telefon. Wenn man fort ist, nimmt man sein Auto. Zumindest wenn man ein Auto besitzt. Ich besitze keins.«

DS Malik reagierte nicht sofort.

»Sie haben das alles wirklich gut durchdacht«, sagte sie schließlich.

»Letzten Abend konnte ich an nichts anderes denken. Ich machte mir solche Sorgen um Stefan. Was, wenn er angeschossen wurde und der

Schütze geflohen ist? Was, wenn Stefan in diesem Moment blutend in einem Graben liegt?»

»Ich glaube nicht, dass er in einem Graben liegt. Ich bin mir sicher, dass es für all das eine ganz harmlose Erklärung gibt. Auf seinem Grundstück gab es keinerlei Hinweise darauf, dass etwas Ungewöhnliches passiert ist, und dass jemand sein Telefon ignoriert, ist auch nicht so selten. Wir haben Ferienzeit. Viele Leute sind verreist. Ich bin mir sicher, Mr Dunwoody wird in den nächsten Tagen wieder auftauchen. Und sobald er es tut, sage ich Ihnen Bescheid. Machen Sie sich bitte keine Sorgen.«

DS Malik dankte Judith noch dafür, dass sie so eine engagierte Nachbarin war, dann legte sie auf.

Hinterher lag Judith im Bett und wusste nicht, was sie tun sollte. Hatte DS Malik recht? Gab es tatsächlich eine ganz simple Erklärung für das, was sie am Abend zuvor gehört hatte? Denn eines wusste Judith ganz sicher: Morde gab es in Marlow schlichtweg nicht.

Sie beschloss, nicht mehr an den Vorfall zu denken und stattdessen zu erledigen, was sie sich für den Tag vorgenommen hatte.

1976 hatte Judith das Haus ihrer Großtante Betty und dazu ein Aktienportfolio geerbt, das ihr ein bescheidenes Einkommen sicherte, sodass sie nicht unbedingt für ihren Lebensunterhalt arbeiten musste. Dennoch hätte Judith für nichts und niemanden ihren Job aufgegeben, so sehr liebte sie ihn.

Judith fertigte Kreuzworträtsel für überregionale Zeitungen an. Sie schaffte zwei bis drei Stück pro Woche, und die Stunden, die sie täglich an ihren Rätseln arbeitete, waren ein willkommenes Refugium für ihren Geist. Wenn sie ein Kreuzworträtsel erstellte, überkam sie eine große Ruhe, und sie konnte eine ganze Weile abschalten, während sie im Kopf alle Varianten eines besonders befriedigenden Anagramms durchging

oder sich eine elegante Phrase überlegte oder ein Wort, das sich auf mehr als eine Weise interpretieren ließ.

Judith durchquerte ihren Salon, ging zum Kartentisch am Erkerfenster und strich den grünen Filz glatt. Dann griff sie ins Regal und zog ein Blatt Karopapier heraus. Dann wählte sie einen Bleistift mit dem Härtegrad 2B aus einem Becher mit Bleistiften mit dem Härtegrad 2B und schob ihn, obwohl er bereits angespitzt war, in den metallenen Bleistiftspitzer, der auf ihrem Schreibtisch stand. Das Gerät packte das Ende, der alte Elektromotor klapperte, als sich der Mechanismus drehte, und der Bleistift, den Judith wenige Sekunden später herauszog, war weniger ein Schreibgerät als vielmehr eine tödliche Waffe.

Judith lächelte. Ein frisch gespitzter Bleistift. Die leeren Karos auf dem Papier vor ihr. Auf in den Kampf!

Sie setzte sich, nahm ihr hölzernes Lineal und markierte ein Raster von fünfzehn mal fünfzehn Kästchen. Als Nächstes schraffierte sie mehrere Kästchen links und rechts einer imaginären Mittellinie, sodass jedes dunkle Kästchen seine spiegelverkehrte Entsprechung auf der rechten Seite erhielt. Dabei folgte sie keinem bestimmten Muster, sondern ließ ihre Hand von ihrer jahrzehntelangen Erfahrung leiten.

Nachdem ihr Raster fertig war, musste sie nur noch Wörter einfügen. Sie wusste, dass sie dafür etwa eine Stunde brauchen würde, und erst wenn sie zufrieden war und die Ansammlung einander überschneidender Wörter interessant genug fand, würde sie sich daranmachen, sich die verrätselten Hinweise auszudenken.

Sie vermied stets so mutwillig kryptische Hinweise, wie viele Kreuzworträtselbastler sie favorisierten und wie man sie vor allem von dem kaum lösbaren Rätsel kannte, das früher monatlich im Magazin Listener erschienen war. Sie fand es ein wenig zu »männlich«, wie diese Leute allen zeigen wollten, wie schlau sie waren. »Schau mich an«, schienen sie zu sagen, »du wirst nie darauf kommen, wie brillant ich bin.«

Wie viele ihrer Kollegen orientierte sie sich lieber an den Prinzipien von Ximenes, dem legendären Rätselmacher des Observer, der die Zeitung von 1939 bis 1972 mit Kreuzworträtseln versorgt hatte. Dementsprechend mussten ihre Hinweise stets aus zwei Teilen bestehen, einer wörtlichen und einer verrätselten Hälfte, und keine der beiden Hälften durfte den Lösenden allzu sehr aufs Glatteis führen – mit einer kleinen Einschränkung: Gelegentlich war sie bereit, von ihrer Regel abzuweichen, wenn sie einen kryptischen Hinweis besonders genial oder witzig fand.

Doch an diesem Morgen wollte die Muse Judith einfach nicht küssen. Nachdem ihr Quadrat aus schraffierten und leeren Kästchen fertig war, konnte sie sich einfach nicht auf die passenden Wörter festlegen, um das Raster zu füllen. Ihr fehlte jede Entschlossenheit. Schuld war Stefan, das war ihr klar. Sie konnte sich nicht konzentrieren. Sie musste wissen, ob es ihm gut ging.

Judith griff nach ihrem Tablet. Das Gerät gefiel ihr nicht sonderlich, aber sie konnte damit ihre Kreuzworträtsel fotografieren und per E-Mail an die Zeitungen schicken, also hatte sie vor einigen Jahren ihren Frieden damit gemacht.

Sie hielt es sich vors Gesicht, aber das dumme Ding weigerte sich, sich zu öffnen, und behauptete, es würde sie nicht erkennen. Judith brummte missbilligend. Wie demütigend es war, eine alte Frau zu sein! Die moderne Welt behandelte sie, als wäre sie unsichtbar, und sogar ihr eigener verwünschter Computer tadelte sie dafür, dass sie sich selbst nicht ähnlich genug sah. Aber es hatte keinen Sinn, sich gegen die Technik aufzulehnen. Das hatte Judith vor langer Zeit am eigenen Leibe erfahren, bei einem Vorfall, in den ein iMac mit rotem Gehäuse und ein etwas zu kurz geratenes Stromkabel verwickelt gewesen waren und bei dem sie in der Notaufnahme gelandet war.

Judith holte tief Luft und sammelte sich. Sie hielt noch einmal das Tablet hoch und betrachtete es.

Nichts passierte.

Verdammtes Ding! Vor sich hin murmelnd, gab Judith ihre PIN ein und öffnete dann den Webbrowser. Ob es etwas Neues über Stefan gab?

Sie tippte »Stefan Dunwoody« in die Suchleiste ein, aber die ersten Treffer teilten ihr lediglich mit, dass er eine Kunstgalerie in Marlow namens Dunwoody Arts besaß, und das wusste sie ja längst. Aber sie wollte gründlich sein, also klickte sie sich durch die Seiten mit den Ergebnissen.

Moment, was war das? Eines der Suchergebnisse weiter hinten war ein Link zur Webseite der Lokalzeitung Bucks Free Press. Ihr Blick war an der Schlagzeile hängen geblieben: HANDGEMENGE BEI HENLEY REGATTA.

Als sie auf den Link klickte, kam eine sechs Wochen alte Klatschmeldung zum Vorschein, die zu einem ausführlicheren Artikel über die Henley Royal Regatta gehörte.

Wie wir soeben erfahren, ist der örtliche Galerist Stefan Dunwoody in der Royal Enclosure mit Elliot Howard, Besitzer des Auktionshauses Marlow, in Streit geraten. Laut unserem Vögelchen rief man die Stewards, als Mr Howard Mr Dunwoody Schläge androhte. Die beiden angetrunkenen Männer wurden mit Nachdruck hinausbefördert.

Judith legte ihr Tablet wieder hin. Offenbar war Stefan in Henley in eine Auseinandersetzung mit jemandem namens Elliot Howard geraten, und nun, wenige Wochen später, hatte es auf seinem Grundstück ebenfalls Streit gegeben.

Einen Streit, bei dem jemand eine Waffe abgefeuert hatte. Und seither war Stefan verschwunden.

Das ist doch zum Auswachsen, dachte Judith, durchquerte den Raum, schnappte sich ihren Umhang und verließ das Haus.

Sie ging hinunter zum Bootshaus, in dem ein alter Kahn halb aus dem Wasser ragte. Sie verpasste ihm mit dem Fuß einen Stoß, stieg hinten ein und griff sich das Stakholz. Das Boot prallte mit dem Bug gegen die morschen Bootshaustüren, sie sprangen auf, und das Gefährt glitt hinaus auf den Fluss.

Trotz ihres fortgeschrittenen Alters war Judith eine geschickte Stakerin. Mit einer schnellen Handbewegung stieß sie die Stange ins Flussbett, knickte in der Taille ein und drückte sich mit aller Kraft ab. Als der Kahn vorwärtsschoss, drehte sie die Stange und zog sie aus dem weichen Schlamm heraus. Schon hatte das Boot Schwung genug, um den Fluss zu überqueren.

Als sie das andere Ufer erreichte, wo der Fluss wieder flach war, war es ein Leichtes für sie, die rund fünfzig Yards bis zu Stefans Haus flussaufwärts zu staken, mit dem Bug ihres Kahns das dichte Schilf zu durchdringen, das sein Flussufer schützte, und sein Grundstück zu betreten. Sie brauchte das Boot nicht zu vertäuen. Vollkommen von Schilfrohr umgeben, konnte es nirgendwohin.

Judith sah auf die Uhr und stellte fest, dass sie noch vor etwas mehr als acht Minuten in ihrem Haus gesessen hatte, und nun war sie hier, dem mysteriösen Verschwinden ihres Nachbarn auf der Spur.

Judith war beeindruckt von Stefans Haus. Es handelte sich um eine umgebaute Wassermühle mit einem hölzernen Mühlrad, das sich noch immer träge drehte, aber das Gebäude war mit unterschiedlich großen rechteckigen Glasfenstern versehen worden. Es wirkte zugleich angenehm altmodisch und modern.

Sie sah sich Stefans Auto in der Auffahrt an. Judith kannte sich mit Autos nicht aus, im Grunde waren sie ihr vollkommen egal. Daher konnte sie lediglich feststellen, dass es grau war und dass es blitzte und blinkte, nirgendwo war ein Fleckchen Schmutz zu sehen. Sie konnte im Kies keine

weiteren Reifenspuren erkennen oder irgendwelche anderen Hinweise darauf, dass Stefan mit einem anderen Fahrzeug weggefahren war.

Sie spazierte durch den Garten und versuchte nachzuvollziehen, wo der Schuss gefallen sein mochte, den sie gehört hatte, aber es fiel ihr schwer, sich zu orientieren. Immerhin hatte sie sich unten im Fluss unterhalb des Schilfs befunden. Nachdem sie ein paar Minuten umhergelaufen war und das Schilfbett am Flussufer inspiziert hatte, wurde Judith klar, dass sie gar nicht genau wusste, wonach sie suchte. Nach einem Blutstropfen an einem Grashalm? Einem Fußabdruck im Schlamm?

Judith betrachtete das Mühlrad, das sich an der Hauswand drehte, und den Mühlteich davor. Das Wasser war dunkel, und trotz der Hitze lief es Judith kalt den Rücken hinunter. Stehende Gewässer fand sie schon immer unheimlich. Doch als sie hinsah, fiel ihr auf, dass sich das Wasser ganz sacht bewegte. An der Oberfläche konnte sie eine leichte Strömung ausmachen. Doch wohin floss das Wasser?

Judith ging um den Teich herum, bis sie sah, dass er in einen etwa drei Meter breiten Bach mündete. Wo der Mühlteich endete und der Bach begann, war ein schmaler Damm aus Ziegelsteinen gebaut, über den man von einer Seite des Gartens zur anderen gelangte. Judith betrachtete den Bach jenseits des Damms. Irgendwie musste er in die Themse fließen, aber wie, konnte sie nicht erkennen, denn Stefan hatte diesen Teil des Gartens verwildern lassen, und weiter hinten war der Wasserlauf von dichten Sträuchern und Büschen überwuchert.

Judith seufzte, als ihr klar wurde, dass sie dem Bachlauf folgen musste. Schließlich wollte sie gründlich sein. Also bahnte sie sich ihren Weg durch die Sträucher. Äste peitschten ihren Körper, Spinnweben klebten ihr im Gesicht und im Haar.

Als sie sich schließlich zur anderen Seite hindurchgekämpft hatte, war Judith enttäuscht. Diese Ecke des Gartens war sogar noch verwilderter, aber das Wasser floss einfach nur durch Eisenstangen zu einem

Betonwehr und ergoss sich dahinter in die Themse. Hier war nichts Interessantes zu sehen.

Doch als sie nach dem Kraftakt langsam wieder zu Atem kam, nahm sie etwas in der Luft wahr, einen fauligen Geruch, wie von einem alten Komposthaufen. War das der Fluss? Sie schaute hinab auf das Wasser, das durch das Gitter floss. Davor steckte ein alter Ast im Wasser, an dem sich Blätter aufgestaut hatten.

Doch dann wurde Judith etwas klar.

Das dort im Wasser war kein Ast.

Das war der Arm eines Menschen.

Er ragte aus dem Wasser, die Hand war weiß wie Marmor. Unterhalb des Arms konnte Judith einen leblosen Körper ausmachen.

Es war Stefan Dunwoody.

Und in der Mitte seiner Stirn klaffte ein kleines schwarzes Loch.

Ein Einschussloch.

Judith taumelte zurück und fuhr sich mit der Hand an den Nacken. Sie hatte recht gehabt.

Stefan Dunwoody, ihr Freund und Nachbar, war erschossen worden.

»Aber wie beweisen Kratzer auf einer Arbeitsfläche, dass eine Metalldose am anderen Ende der Küche Olivenöl enthält?«

»Also, das ist leicht«, sagte Becks, ging zur Spüle und zeigte auf das Abtropfgitter, wo eine Käsereibe neben einem glänzenden Glasbehälter mit Klingen darin lag. »Diese Nussmühle für die Küchenmaschine ist frisch abgewaschen. So auch diese Käsereibe – die man nur für den härtesten Parmesan benutzt. Da habe ich mir gedacht: Wofür würde man erst etwas hacken, was das Messer grün färbt, dann etwas mit der Nussmühle klein mahlen, dazu geriebenen Parmesan? Die Antwort liegt natürlich auf der Hand.«

Die beiden anderen Frauen schauten einander an und hatten keine Ahnung.

»Frisches Pesto«, sagte Becks. »Basilikum und Pinienkerne.«

»Natürlich!«, sagte Judith, die ein Lachen kaum unterdrücken konnte. »Frisches Pesto. Das war auch mein erster Gedanke.«

»Und als ich dann im Abflusssieb einen einzelnen Pinienkern fand, wusste ich, dass ich richtiglag – und dass es hier auch irgendwo Olivenöl geben muss, weil man das für Pesto braucht. Und dass es nicht an offensichtlicher Stelle stehen würde, denn die hattet ihr alle schon abgesucht. Also habe ich nach der Küchenmaschine gesucht und sie am anderen Ende des Raums entdeckt. Und auf dem kleinen Regal darüber stehen diese Blumen, aber eben auch eine Metalldose. Was mich auf den Gedanken brachte, dass zwar auf dieser Seite das Basilikum gehackt und der Käse gerieben wurde, aber dort in der Maschine das Pesto püriert wurde. Das Öl muss in der Metalldose sein. Ganz einfache Schlussfolgerungen.«

Judith und Suzie starrten Becks staunend an.

»Solche Fähigkeiten müssen sich doch irgendwie zu Geld machen lassen«, sagte Suzie.

Judith schnappte sich ein Paar gelbe Gummihandschuhe, das über den Wasserhähnen hing, und zog sie über. Dann wühlte sie in einer Schublade herum, bis sie ein Fischmesser fand, nahm sich einen Untersetzer mit Schloss Windsor darauf vom Tisch und ging auf die Metalldose zu.

»Was machst du?«, fragte Becks.

»Ich bemühe mich, die Tatortspuren nicht zu zerstören.«

Judith hielt den Untersetzer ans Regal, schob das Fischmesser unter die Metalldose und hob sie vorsichtig auf den Stoff.

»Was für ein Tatort?«

»Ganz einfach«, sagte Judith. »Ich glaube, die Person, die ihre Fingerabdrücke auf dieser Dose hinterlassen hat, dürfte wahrscheinlich Sir Peter Bailey ermordet haben.«

Kapitel 6

Tanika verließ gerade Sir Peters Arbeitszimmer, als sie Judith mit Suzie und Becks auf sich zukommen sah. Es sah beinahe so aus, als trüge Judith gelbe Gummihandschuhe und eine kleine Metalldose auf einem Tischuntersetzer vor sich her. Als sie sich trafen, erkannte Tanika: Judith trug tatsächlich gelbe Gummihandschuhe und eine kleine Metalldose auf einem Tischuntersetzer vor sich her.

Dass Judith sich wieder in einen ihrer Fälle einmischte, erschöpfte Tanika schon im Voraus – natürlich wusste sie, dass Judith ihr etwas zu bieten hatte. Wenn sie im vergangenen Jahr eins gelernt hatte, dann dies: Judith und ihre Freundinnen waren hervorragende Detektivinnen, wenn auch manchmal chaotisch und unzuverlässig. Aber sie hatte schon einen langen Arbeitstag hinter sich, die Schlafenszeit ihrer Tochter seit Stunden verpasst und würde mit Sicherheit morgen im Revier sitzen, lange bevor Shanti oder ihr Mann Shamil überhaupt wach waren.

Tanika riss sich zusammen. Sie war zwar hundemüde, doch ein Mann war gestorben, der am nächsten Tag heiraten wollte. Er verdiente ihren vollen Einsatz, und den würde sie auch liefern.

»Sie haben eine Metalldose gefunden«, sagte Tanika.

»Habe ich!«, sagte Judith. »Oder vielmehr hat Becks sie gefunden.«

»Und die bringen Sie mir jetzt auf einem Untersetzer. Mit einem Bild von Schloss Windsor drauf, wie ich jetzt sehe.«

»Windsor und Balmoral standen zur Wahl. Ich dachte, der lokale Bezug würde Sie vielleicht erfreuen.«

»Und die Gummihandschuhe?«

»Um keine Spuren zu verwischen.«

»Vielleicht erzählen Sie mir einfach, was Sie getan haben.«

Nachdem Judith erklärt hatte, warum sie die Fingerabdrücke auf dem Olivenölsponder für wichtig hielt, beschloss Tanika, ihren Standpunkt klarzumachen.

»Sie können hier nicht herumschnüffeln«, sagte sie. »Sie sind Zeuginnen.«

»Hätten wir nicht herumgeschnüffelt«, entgegnete Judith, »wüssten Sie nichts vom Ölsponder.«

»Und müssen wir wirklich vom Ölsponder wissen?«

»Ich glaube schon. Denn die Person, deren Fingerabdrücke sich auf dieser Dose finden, dürfte wahrscheinlich Sir Peter Bailey umgebracht haben.«

Allein schon, damit sie nicht länger Judith in ihren gelben Gummihandschuhen ansehen musste, rief Tanika einen Polizisten herbei, um den Ölsponder auf Fingerabdrücke untersuchen zu lassen. Er trug Ölkanne und Untersetzer davon, und seine Miene verriet, dass er diesen Augenblick für einen absoluten Tiefpunkt seiner polizeilichen Laufbahn hielt.

Judith zog die Handschuhe aus. »Also gut, dann mal los«, sagte Tanika. »Warum glauben Sie, dass Sir Peter ermordet wurde?«

[...]